

(Nachdruck verboten.)

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

„Ich bitte Sie, hören Sie auf!“ Magda zitterte am ganzen Körper.

Nein, dachte er, das ist ihr ganz gesund, sie soll alles hören. Hatte er doch grade sociale Gedanken, wollte er doch einen socialen Roman schreiben.

„Einen Arzt ruft er nicht mehr, da er ihn nicht bezahlen kann. Die Krankenkasse thut nichts mehr für ihn, da er längst sechs Wochen krank liegt. Das hat mir Otto übrigens auch nicht gesagt gestern, daß die Krankenkasse nur so lange für einen Kranken sorgt. Ich glaube überhaupt, er hat noch mit mancherlei hinter dem Berg gehalten,“ fügte Schäfer indigniert hinzu aus seinem neuen, socialen Gewissen heraus.

„Das ist ja unerhört! Von alledem weiß ich nichts, hab ich nie etwas gehört. Da sitze ich hier in Ruhe und nebenan gehen die Menschen zu Grunde!“ Magda war ganz außer sich.

Schäfer gefiel das im ersten Augenblick sehr. Es that ihm auch wohl, daß seine Erzählung so wirkte. Er konnte also doch wenigstens erzählen!

Er bespöttelte sich aber gleich wieder. So ein weltunkundiges Gemüt wie diese Magda! Da war das schließlich keine Kunst. Die hätte mindestens in die Kniee stürzen müssen und laut schreien vor Entsetzen, wenn er wirklich was konnte. Und er wollte doch so erzählen und schreiben können, daß den Leuten vor Grausen die Haare zu Berge stehen sollten, daß sie am liebsten wahnsinnig würden! Er strich sich durchs Haar. Aber, gar nichts konnte er. Nicht mal diese junge, unerfahrene Frau konnte er ganz außer sich bringen.

„Ich werde gleich mal nach ihm sehen“, sagte Magda und sprang auf.

Schäfer sah sie erstaunt an. Was war denn in sie gefahren? Wollte sie ungemütlich werden? Das fehlte gerade an dem heutigen, so gemüthlichen Abend.

„Ich bitte Sie, bleiben Sie doch ruhig! Der Mann hat Monate so zugebracht, da kommt's doch wirklich nicht darauf an, ob er diese Nacht auch noch so zubringt. Schnaps und Zucker hab' ich ihm höchst eigenhändig erst noch besorgt, so daß er gut aufgehoben ist.“

„Wie gut Sie sind! Wie schön von Ihnen!“

So übertrieben gleich, so exaltiert, dachte Schäfer. Diese Weiber! Wenn das Mitleid in Frage kommt, sind sie gleich alle aus dem Häuschen.

„Ich schäme mich so, ich schäme mich so sehr! Es lag schon lange schwer auf mir, aber ich wußte nicht, wie's anfangen, ich bin so kläglich wenig selbständig. Das wird jetzt anders, Gott sei Dank! Und Sie helfen mir!“ Sie streckte ihm die Hand hin.

Er nahm sie gerne. „Freilich. Von morgen an inspizieren wir gemeinsam Ihr Dorf.“

„Ich weiß nicht, mir ist so, ich möchte doch lieber gleich noch mal . . .“

„Ich bitte Sie! Der Mann schläft jetzt. Sie würden ihn nur stören.“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ganz gewiß schläft er, und wenn auch nur vor Entkräftung und Ermattung.“

Schäfer liebte die seelischen Dissonanzen wie die moderne Musik die musikalischen. Deshalb reizte es ihn außerordentlich, nun Magda, in deren Augen eine mitleidige Seele zu helfen sahn, eine ganz andersartige Geschichte gleich auf die eben gehörte, und zwar womöglich in frivolem Ton zu erzählen. Eigentlich war es ja gewiß nicht taktvoll, ihr überhaupt damit zu kommen, und nun gar jetzt, es paßte überhaupt nicht zum Ton der guten Gesellschaft, wie er es vorbringen wollte, aber nun erst recht!

„Da hab' ich noch 'ne Geschichte erlebt, gnädige Frau, gerade auf die eben berichtete.“ Das war zwar gelogen, aber es machte sich so besser, gegensätzlicher.

„Ich kam nämlich von dem Lungenkranken in ein Haus,

da war ein junges Mädchen, ein sehr hübsches, junges Mädchen. Sie war ganz allein.“

Wie abscheulich, daß er gerade jetzt davon anfängt, und in dem Ton, dachte Magda. Ihre Augen bekamen wieder den gewöhnlichen, ein wenig müden Ausdruck.

„Ich habe noch selten ein hübscheres Mädchen gesehen. Unter Fabrikmädchen wenigstens nicht. Fest im Holz und gut für den Hausgebrauch, wie ein moderner Dichter die Sorte nennt.“

Also auch er, auch er empfand so gewöhnlich in solchen Dingen. Gerade wie Otto. Ueber Magdas Seele kam eine große Traurigkeit.

„Als ich ins Zimmer trat, war sie gleich sehr freundlich, geradezu dummfreundlich, als wär' ich ihr Pastor oder dergleichen. Wie sich nachher herausstellte, hielt sie mich für 'nen Reiseprediger. Fromm war sie wirklich. Und zum Frommwerden auch.“ Er machte eine kleine Kunstpause. Magda schwieg. Warum verbat sie sich das nicht? Was sie für ein kühl ablehnendes Gesicht machte. Stand ihr übrigens gut. Na, er konnte ja wohl fortfahren. „Prächtig gewachsen war sie. Ausgezeichnete Figur, und so zutraulich saß sie vor mir. Ich will nicht langstielig werden. Da ich nicht anfing, biblisch zu reden, wie sich ja denken läßt, wurde sie stuhig. Und dann kam's raus, wofür sie mich gehalten, diese Marie Jung. So heißt sie nämlich. Ich wollte trotzdem ganz gern noch ein wenig bei ihr bleiben, aber da kam so ein Arbeiterkerl ins Zimmer gestürzt und machte eine Scene, Eifersuchts-scene. Die Eifersucht wie die Liebe waren aber augenscheinlich nur auf seiner Seite. Die schöne Marie behandelte ihn sehr schlecht. Ich ging schnell. Der Klügste giebt nach; nicht wahr?“

Wie platt das war, was er erzählte. Dumm und gemein zugleich durch die Art, wie er es vordrachte. Aber warum saß sie auch die ganze Zeit so stumm und still dabei und verbat es sich nicht? In Wahrheit war das Erlebnis auch ganz anders gewesen, durchaus harmlos und reinlich.

Magda schwieg immer noch. Sie begnub einen schönen Traum, der eben gerade besonders schön hatte werden wollen. Deshalb konnte sie nicht sprechen. Psui, dachte sie, und wie gut, daß ich ihm noch nicht mehr Vertrauen geschenkt. Wie würde er mich anlachen, der gerade so brutal empfindet und denkt wie die andern.

Es war nicht nur häßlich, es war auch dumm, mordsdumm, sagte sich Schäfer. Wie er Magda jetzt ansah, merkte er, daß sich da ein kleiner netter Fürt hätte entwickeln können. Da war er nun so plump hineingetappt! O du Schaf, du Komperativ von Schaf, schalt sich Schäfer. Aber vielleicht ließ es sich doch noch gut machen. Ein bißchen flirten neben dem Roman schreiben wäre doch zu hübsch. Noch dazu bei solchem Regenwetter.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich begreife mich selbst nicht! Diese unglückselige Manier, die besten Regungen meiner Seele mit Frivolitäten totzuschlagen. Dabei war alles ganz harmlos, ich versichere Sie!“

„Warum reden Sie darüber noch weiter?“ kam es kühl von Magdas Lippen. „Lassen wir doch endlich dies Thema, das mir nicht angenehm sein kann. Das konnten Sie sich freilich auch vorher sagen. Ich finde es in der That nicht hübsch, daß Sie unser Alleinsein so mißbraucht haben.“

Da hatte er's. Er wurde durch den Widerstand, auf den er stieß, aber nur feuriger und wollte nicht eher nachlassen, bis er, wie er sagte, Magdas Verzeihung erlangt. Aber sie blieb noch recht lange ablehnend. Er hatte ihr das gar nicht recht zugetraut. Es imponierte ihn.

„Ich bin unglücklich, ich hasse mich, ich möchte mich prügeln, ohrfeigen! . . . Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, das für mich zu thun?“

Nun mußte sie doch lächeln. O, er wußte ganz genau, daß er meist Erfolg hatte bei schmollenden Frauen, wenn er sich dann benahm wie ein ungezogener, verwöhnter Junge, der gerne wieder brav sein möchte.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ rief er enthusiastisch.

„Sie lächeln wieder, Sie verzeihen!“
Er ließ noch lange nicht nach, er redete noch ein langes und breites, so daß Magda schließlich wirklich gar nicht mehr anders konnte, als wieder freundlich sein.

„Nun darf ich auch wieder Frau Magda sagen, nicht wahr, gnädige Frau?“ flehte er. Magda nickte.

„Ender Schauspieler, sagte eine Stimme in ihm. Eine andre aber entgegnete, das ist nicht wahr. Sie ist so hübsch und nett, daß es dir im Ernst, ganz im Ernst leid wäre, wenn sie noch länger zürnte. Ausnahmsweise hatte diese Stimme einmal recht.“

„Zeigen Sie bitte auch durch die That, daß Sie mir verziehen haben,“ bettelte er und deutete auf das Klavier. „Spielen Sie mir etwas, bitte, bitte! Ich hab's schon lange gern gewollt.“

Sonntagsplauderei.

Die Kultur gönnt sich keinen Ladenschluß und keine Sonntagsruhe. Wie beschämend vergenden wir Barbaren dagegen die Sonntage! Anstatt mich der Kultur zu weihen, streife ich z. B. des Sonntags durch den Grunewald und freue mich des Herbstes, der überall die farbige Lust der Weinernte zu reifen scheint, auch wenn in Wirklichkeit nur gelb-rote Ahornblätter und das Duntfeuer des Buchenlaubes den Triumph des leuchtenden Sommeruntergangs künden, da das Leben am Horizont flammend niedersinkt bis zum nächsten Frühlingmorgen.

Seitdem Berlin Vororte und Fahrräder kennt, ist die Saison der Ausflüge um ein paar Monate verlängert. In meiner Jugend — weh, daß ich schon davon als einem Vergangenen reden muß! — ging man frühestens Mitte Mai und spätestens Anfang September „ins Freie“. Dazwischen gab es keine Landpartien, der Grunewald war verödet, und wer etwa im Spätherbst oder gar im Winter das Wagnis unternahm, jenseits der letzten Häuser zu wandern, der fühlte sich bald wie in der Einsamkeit amerikanischen Hinterwäldlertums. Jetzt schwärzt, lacht, psalmt, nirscht, klingelt, tutet der menschliche Drang ins Freie das ganze Jahr über durch den Grunewald. Man wird nicht als ein toller Abenteurer angegafft, wenn man Ende Oktober erklart, man wolle nach Klein-Machnow wandern oder nach Rahnsdorf oder gar nach Jerch.

An diesen letzten lauen Herbstsonntagen aber war es gar taunelig belebt draußen im Grunewald. Auf der Straße von Halensee nach Hundeshlehe jagten die Dianas auf dem Rade, wie nur je an einem schönen Wintertag. Wie viel junge Mädchen giebt es doch noch trotzdem — es ist ein Mädel und ein frohes Erntemädel! Die Madonnen tragen, die hinter dem Wälschwort „Automobil“ ihr schneefälliges Wesen zu verheimlichen trachten, richten Furcht und Schrecken an unter den mit menschlicher Weinkraft Schaffenden und was sie atmen ist Benzol und was sie reden Teufelsheulen. Schlant gleiten die Equipagen der offenbar immer noch nicht ganz unter Null gesunkenen Börseaner dahin, und die Gründlinge der Wehklarierten schwimmen flint und hehend zwischen den großen Raubfischen. Jetzt wächst in die helle Herbstsonne eine zierliche Person weiblichen Geschlechts hinein, die graue Hülle des Kleids wie über einen Porzellanleib gegossen, stolz hält sie die Peitsche wie ein Scepter über den tanzenden Apfelschimmel und herrlich ruht der Bügel in der Rechten. Den breiten Rücken dem garten Gebirg der Kutschlerin dieses hohen zweirädrigen Gefährts zugekehrt, schaut der maffige, plumpe Diener philosophisch auf seine hohen gelben Stiefel mit den umgeklappten Sulpen. Ich blide überascht auf. Wann wird dieses Schantelgefährt sein unbegreifliches Gleichgewicht verlieren? Hinten drückt der schwere Mann, vorn nur das federleichte Pörföngchen und die windhundhaften Pferde. Schon sehe ich, wie plötzlich Weib und Rosse gen Himmel gewirbelt werden und auf dem Umwege eines gewaltigen Saltomortale die Erde erreichen, die der glückliche Diener sofort gewonnen hat. Das giebt einen herrlichen Cirkuspas. Jedes an solchem Märchentag des Herbstes sieht alles voll Wundern. Das Gefährt behält sein Gleichgewicht und verschiebt irgendwo in die Ferne, als ob es sich irdischer Schwere nicht zu süßen brauche.

Beim Wirtshaus Hundeshlehe stauten sich die wartenden Droschken wie abends an einem Berliner Spezialitätentheater. Die Menschen trinken noch im freien Kaffee und rühmen sich dieser Heldenthat wider den feuchten Boden und den mächtig steigenden Nebel. Photographische Begehrer, das Gestell ihrer Apparate mit Musterbildern behängt, bemühen sich die Equipagen um ein Williges aufzunehmen: „Herbstspazierfahrt des Kommerzienrats Schlessinger nebst Frau und drei Töchtern mit Grunewald-Hintergrund“. Was nützen die Schönheiten des Lebens, wenn sie nicht photographiert werden. Wenn Faust heute lebte, wüßte man wenigstens, warum er zum Augenblick sagen wollte: Verweile doch, du bist zu schön — damit er auf der Trockenplatte fixiert werden könnte.

Hinter Hundeshlehe wird es einsam. Ich gehe jetzt mutterseelenallein durch den Wald, den die Dämmerung überschleicht. Schon taucht der verschiffte Niemeistersee auf, an dessen Gestade Onkel Toms Hütte, wie an allen Säulen, Bänken, Tafeln meilenweit in der Runde verkündet wird, die „beste Gesellschaft“ empfängt. Entlang den Wurzelwegen an der Krümmen Lante, dann aber die schwarze Fahrstraße, vorüber an einer in diese ebene Fläche seltsam vertretenen Schlucht, aus der Allen Fischerhütte tönt Tanzmusik, der Schlauchsee schimmert aus weißen Nebeln, ein paar entblätternde rote Rosen, die die Sonne bei ihrem Scheiden gespendet, schwimmen noch

auf dem reglosen Wasser. Es ist Nacht geworden. Ich trete auf eine kleine Landzunge, die Ausblat über den See gewährt, hart an dem fahlen Schilf des Ufers. Und ich erstarre im Schauen, Herbst, Nebel, verglimmendes Licht und Schweigen — das bisher sterbliche Menschenseele hebt an wie in weiten Wölbungen zu hallen, eine schwebende Unendlichkeit, ein tiefes Tönen aus dunklen Gründern. Ein verspätetes Pärchen tritt an mich heran — die Neugier mag es wohl loden, was diese starre, schwarze Gestalt für seltene Nachtsfische angle. Die beiden drängen sich dicht an meine Seite. Halten sie mich für einen Lebensmüden, wünschen sie mich zu retten? Ach, sie wollen nur die „schöne Aussicht“ mustern. Sie ruft entzückt, nach flüchtiger Prüfung: reizend! und holt dabei krampfhaft Atem, um das Gefühl zu steigern. Er schweigt und atmet, obwohl er nichts Bemerkenswerthes sieht. Da wendet sie sich an den profaischen Genossen und fordert ihn auf: „Na, Herr Schulz, seien Sie mal hingerissen!“

Joc, man verspottet Deine Schwärmerci, die Jugend höhnt Dich, troll' Dich nach Hause, laß Deinen neuen grauen Regenschirm nicht stehen, es ist schon spät, Du holst Dir noch nasse Füße und Schnupfen.

Das habe ich denn auch gethan, ich bin meiner hygienisch besorgten inneren Stimme gefolgt, bin in den Wannseebahnhof gezogen und habe mich an dem häuslichen Gasbeid niedergelassen, und in diesem Moment trat jener anfangs angedeutete Zustand der Scham ein, daß ich den Sonntag so nutzlos verträdelte, anstatt ihn durch Werke der Kultur zu heiligen.

Die Kultur gönnt sich keine Sonntagsruhe! Diese Offenbarung ward mir nämlich, als ich nach der Herbstwanderung die Zeitungen las mit ihren auspornenden Humenbriefen.

In Khati will ich mich kleiden und gen China wallfahren. Dort weiß man den Sonntag für die Kultur auszunutzen! Während wir die löstliche Zeit im Grunewald totschlagen, arbeiten unsre Chinahelden für die Kultur. An den Wochentagen verrichten sie die gröberen Geschäfte. Kommt aber die Sabbatstille des Sonntagsnachmittags, dann erfüllen sie die edleren und feineren Aufgaben. Sie holen aus ihrer Borratskammer einige stebzig Chinesen, binden sie mit den Föpsen aneinander, dann stehen sie die Feinde der weißen Kultur sauber der Reihe nach mit dem Bajonett ab und betten sie in das Grab, das sich die gelben Männer vorher selbst geschaukelt haben.

Seitdem ich diese Humenbriefe gelesen, bin ich in einem Gemütszustand wie Herr Uecl und Herr v. Woedike. Ich lerne mich in den Jahreszahlen nicht mehr aus. Wer mir bestreiten will, daß wir augenblicklich im Jahre 1625 leben, wer etwa gar behauptet, wir lebten an der Grenze des 19. und 20. Jahrhunderts, den bringe ich mit diesen eignen Händen um, ich würge ihn, ich schächte ihn, ich spieße ihn mit dem ersten besten Bajonett; denn er verleumdete die goldene Zukunft, das winkende Paradies der Menschheit, und das ist die Todssünde, die niemals vergeben wird. Nein, wir leben Anno 1625, der Jammer des dreißigjährigen Kriegs verheert das Land, und die Bestien aus der zoologischen Klasse der Menschen schweifen wild und ziellos über die Erde. Sie singen Totenlieder und preisen fromm den Gott der Christen, sie spenden freigiebig Schwedentränke, binden Mäde mit Stricken fest, bestreichen die nackten Fußsohlen mit Salz und lassen Gaisböde an ihnen lecken, bis sich die lustigen Weiber zu Tode lachen. Des Simplicissimus Zeiten erdulden wir und der telegraphische Stil darf uns nicht täuschen, daß es die Grenel sind, von denen der alte Grimmeschauen vermeldet:

„Das erste, was diese Reuter thaten, war, daß sie ihre Pferde in den Zimmern einstellten; hernach hatte jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jegliche lauter Untergang und Verderben anzeigte. Etlich schüttelten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, andere dürres Fleisch und sonst Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewesen wäre. Andre schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie ein ewigen Sommer zu verkünden. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stüde ein. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schüttelten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachemwasser in den Leib; das nannten sie einen schwedischen Ernt. . . Da fing man erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen an statt deren Bauern Daunen aufzuschrauben und die armen Schelmen so zu foltern, als wenn man hätte Hegen brennen wollen, maachen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Wadosen stecken und mit Feuer hinter ihm her waren. Einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nas und Ohren herausstrang. In Summa, es hatte jeder seine eigne Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter.“

Das klingt säher noch mild und mitleidig, wenn man die Humenbriefe liest. Aber es beweist, daß wir unmöglich über die Lage des dreißigjährigen Kriegs hinaus datieren dürfen. Die Zeit ist aus den Fugen, der sittliche Westenbau ist aus der Ordnung geraten, der Blutwahnsinn verfolgt die trankte Menschheit.

Auch sonst weisen alle Zeichen darauf hin, daß wir die Gegenwart dem Jahre 1625 zuweisen müssen. Würden sonst die rüchlosen Jäden in König Christenmenschen ritualmorden, also boshaft und dumm und frech, daß sie es sogar vorher ankündigen, wenn es sie Christen zu schädten gelüftet, und daß sie sorglose Analese unter dem Material halten! Ist einer nicht feisch und stramm genug in

seiner Fleischlichkeit, dann sagen die Jüden ihm: Wir wollten dich eigentlich martern, aber du bist uns zu mager und zu weis. Und der Versuchung geht dann, weil seine Eitelkeit verletzt, zum Richter und schwört, daß ihn die Juden haben ritualmorden wollen!!

Und auch die Humoristen der Zeit entstammen angeblich längst verschollenen Jahrhunderten. Till Eugenspiegel kommandiert den Berliner Magistratus und reizt ihn da zu allerlei Schabernad. Wo ein Not sich erhebt, da errichtet der Magistratus eine wohltätige Stiftung, nennt sie nach einem Hohenzollernspiroch — sofort ist alles Elend gebannt. Üblicher Magistratus, noch immer giebt es nicht genug der runden Wasserspülungs-Tempel an Straßen und Plätzen, allwo der Mensch der natürlichen Erlösung teilhaftig werden kann. Schaff uns eine neue Stiftung, aus der du dieser Not steuerst, du magst sie nach Friedrich Wilhelm I. taufen oder einem andren, dessen Ehre dir am Herzen liegt. So lachen wir uns am Ende doch noch aus diesem Jahre des Sammers, 1625, glücklich herans! —
J. o.

Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum.

In Ehren des italienischen Goldschmieds Benvenuto Cellini, der vor 400 Jahren geboren wurde, hat das Berliner Kunstgewerbe-Museum eine Ausstellung von Originalzeichnungen alter Meisterwerke sowie von Stichsammlungen und Photographien zahlreicher Gold- und Juwelenstücke veranstaltet. Dieses verdienstvolle überstäbliche Nebeneinanderreichen der Schmiedekünste, der bedeutendsten Stücke aus allen möglichen Museen und Schatzkammern bietet soviel Anregendes, daß es nur möglich ist, das Allerwertigste zu nennen.

Da ist zuerst der Schatz von Boscoreale, dessen eine Schale mit dem charakteristischen und durchaus individuellen, aus dem Grund herausgetriebenen Porträt eines Römers die hohe Technik jener Zeit dokumentiert. Daran schließen sich der Kopfschmuck aus Kalkathos und der Schatz von Bernag mit seinen etwas massigen Geräten. Während wir im Silberchatz von Hildesheim noch einmal die prächtige genaue Treibkunst der römischen Zeit bewundern können, müssen wir in den Kronen- und Reliquien-schreinen aus der Zeit der Völkerwanderung den Niedergang des technischen Römertums feststellen. Der Schatz des Westgotenkönigs, der im siebenten Jahrhundert angefertigt sein soll und jetzt in der Madrider Schatzkammer aufbewahrt wird, sowie die Schätze von Monza zeigen die ganze technische Mangelhaftigkeit und Geschmacklosigkeit jener kriegerrischen Jahrhunderte. Die Edelsteine sind roh nebeneinandergesetzt auf platten Metallflächen, die nur dürftig der Kopfform oder der Rundung des Arms und des Fingers angepaßt sind.

Das sogenannte Bernwardskreuz, das angeblich von dem Hildesheimer Bischof Bernward gearbeitet ist, zeigt schon einen großen Fortschritt. Der Bischof, der ums Jahr 1000 lebte und sehr kunstsinning war, der mit ganzer Energie den etwas schwerfälligen Norddeutschen Kunstsinne und Können beibringen wollte, der die Bildhauerei förderte, dürfte bei seinen Feinden mit andren Bischöfen aber trotzdem keine Zeit gefunden haben, noch außerdem mit Hammer und Zange zu schaffen. Aber vielleicht ist er der Besteller des Kreuzes gewesen, das zum erstenmal seit langer Zeit nicht mehr die klumpige Zeichnung der andren Kleinodien aufwies. Seine Flächen waren mit einem feinen und auch verhältnismäßig sorgfältig gearbeiteten Filigran belüftet und dadurch feinsinnig aufgelöst worden. Die reizende Technik der Filigranbelüftung, die, wie durch zahlreiche Photographien aus dem Pariser Louvre dargestellt wird, im Altertum zu großer Höhe gediehen war, lebte nun wieder auf.

Für die bald darauf emporwachsende Goldhil war diese Technik allerdings zu gering und kleinlich. Aber gewiß hat sie zur Aufrechterhaltung des gesamten technischen Könnens, das zu den kräftigen, prächtig durchgebildeten gotischen Bischofsstäben, Weihrauchfassern, Monstranzen und ähnlichen Kirchengewandten nötig war, entschieden beigetragen.

Von den gotischen Stücken, die meist einen bewundernswerten organischen Aufbau und schönes Maß- oder Zwischenwerk hatten, das trotz seiner Stärke immer lustig und nie überladen wirkte, kommt man zu den Abbildungen aus der Renaissance. Das Eindringen der griechischen Motive brachte leider nicht die Ruhe und Gemessenheit der klassischen Vorbilder. Von der Gotik her gewöhnt, die architektonischen Flächen und Linien in feine Verzierungen aufzulösen, was die großen Flügel der gotischen Architektur doch niemals zerstören konnte, machten sich die Goldschmiede daran, auch die Renaissancemuster mit Zwischenwerk zu füllen. Da kam dem bald Ueberladenheit und die Betonung des Nebensächlichen als Hauptfache zu stande. Manches ungeheuerlicher Reliquien-schrein und Brunnenspal bezeugt das. Selbst die Großen der deutschen Goldschmiedekunst, Vinkenhus, Mignot und auch Dürrer sind davon nicht ganz freizusprechen.

Aber es ist auch nicht nötig, daß man die allgemeine Begeisterung mitmacht, die der Geseierte, Benvenuto Cellini, hervorruft. An seinem allzu berühmten Salzfaß, das sich in der Wiener Schatzkammer befindet, muß man ebenfalls eine gewisse Unfähigkeit zu edler, wirkungsvoller Beschränkung feststellen — will man eben nicht bloß vor einem großen Namen erschauern. Wie viel besser würde die

weibliche Figur der Erde, die den Pflaster verstümmlichen soll, wirken, wäre ihr nicht noch eine kleine weibliche Figur auf einem gerade nicht sehr organisch aus dem Untergrund hervorstachsenden Sockel vorgelagert!

Weit schöner erscheint der Gegenwurf Karls V., der nach einem Cellinischen Entwurf von der Familie Piccino gearbeitet sein soll. Und besonders meisterhaft erscheinen die Details der Emailfassungungen, mit denen die Edelsteine am Merkurbecher umgeben sind. Selten ist solch eine Fülle von Farben in solcher Frische und Leuchtkraft, und trotz des Farbenreichtums doch in harmonischer Wirkung zusammengestellt worden. Hier ist der Gesamteindruck bedeutend und gewichtig, keine Episode stört.

Neben diesem lauten und prächtigen Florentiner fällt ein Mann auf, von dem bisher fast noch kein Mensch gesprochen: der Hamburger Meister Moers, der im Jahre 1612 gestorben ist. Von seiner stillen Thätigkeit sind uns nur eine Reihe von Original- Zeichnungen hinterblieben. Diese aber sind in ihrer fein abgetönten Koloristik und ihrer zeichnerischen Gliederung so vollendet, daß sie die Attraktion der Ausstellung bilden. Vor allem legen sie dar, daß auch die nordischen Städte ihre kunstgewerblichen Werkstätten hatten, in denen so schöne Stücke nur nach langer Kultur fabriziert werden konnten. Die süddeutschen Kunstgewerbe-Städte waren also durchaus nicht die allein maßgebenden im Kunsthandwerk — wenn auch die meisten berühmten Meister in ihren Mauern aufwachsen und schafften. Daß den norddeutschen Meistern sogar eine gewisse Eigenart anhaftete und daß sie weniger von italienischem Wesen beeinflusst wurden, als die süddeutschen, zeigen die Becher und Krannen des Moers. Manches ein Stück verleugnet in seiner Derbheit und Schlichtheit nicht den Charakter der Waterlante.

Außer den vielen Abbildungen der Stude des grünen Gewölbes in Dresden, leiten auch manche Gefänge der Sammlung des Freiherrn Karl von Notzhild, darunter mehrere Schützenkleinodien, von der Renaissance in das Barock hinüber. Auch die französischen Stücke des Delaune und des Hurlu, sowie des Pierre Woeriot stammen zum Teil aus dieser Uebergangszeit. Während Hurlu aber über einen äußerst eleganten Strich verfügt, arbeitet Delaune kräftiger, fast monumental. Seine Handspiegel sind, ohne die gallische Grazie vernichten zu lassen, doch nahezu edel aufgebaut.

Die italienischen Meister Carabaggio, Montegna und Romano gehören wieder mehr in die Renaissance hinein, trotzdem man auch bei ihnen, wie bei Benvenuto Cellini einen leisen Nach dem Barock spüren kann.

Unter dem Barock und dem Rokoko entdeckte man Stücke von Deutschen, die an Pierlichkeit den verzärteltesten Franzosen nichts nachgeben. So die Lokomotive des J. G. Wilson, der fast wie ein Vorkäufer Chodowieds erscheint, und die Barockstutzen des Johannes Hannias.

Diese Originalstücke werden ergänzt durch eine Anzahl von Photographien — Abbildungen von Sammlungen aus Paris, Londoner und Petersburger Besitz. Es sind meist größere Geräte. Vor allem dürfte auffallen, welche schönen Schreibzeuge und Theeservice aus dem zu Unrecht viel geschmähten Rokoko stammen. Hier ist die prächtiger Leppigkeit des Stils überwunden; auch die Technik scheint keine Üble zu sein — was sonst vom Rokoko, vom Stil des Scheins, nicht immer zu sagen ist. Eine Anzahl Empiregeräte aus der Zeit der zweiten, nüchternen und steifen Renaissance, die aber eine wohlüberlegte Arbeit verlangen, schließt die historische Wanderung. Das Ganze zeigt jedem Kunstgewerbetler die Entwicklung des Stils an wirklich gearbeiteten Gegenständen.

Als Kuriosum sind in der Mitte des Lichts die Dokumente der Berliner Goldschmiedes-Zunft ausgestellt. Da sind die veralteten, glücklicherweise überwundenen Satzungen vom „Meisterstätt“, von dem „Recht“ des Drahtarbeiters und des Goldschmieds niedergelegt — diese Satzungen, die der Bettnerwirtschaft und schlimmster Ausbeutung des Unprivilegierten durch den Privilegierten dienen. Wie es in jenen „Blütezeiten“ zugegangen im „ehelichen Handwerk“, zeigt die strenge Bekämpfung des kaiserlichen Friedrich Wilhelm, der gegen die Unrichtigkeiten bei den Silberarbeiten weitert und vierteljährliche Hausnachungen befiehlt, damit auch den heimlichen Unterschießen gesteuert würde. —
h. o.

Kleines Feuilleton.

1b. Das viele Geld. In der Vesperstunde gingen alle Arbeiterinnen hinaus auf den langen Korridor. Die Luft war da immer noch besser, als in den dunnigen Fabriksälen, außerdem konnte man auch auf den Hof hinabsehen, das Kommen und Gehen der Menschen dort unten brachte wenigstens etwas Wechsel in das ewige Einerlei der Maschinenarbeit.

Zu zweien und dreien wanderten sie untergefaßt den Korridor auf und ab, lachten und schwägten und bissen dazwischen in die Vesperfülle. Einzelne standen am Fenster und neigten sich mit den Comptoirlehrlingen im Quergebäude gegenüber. Sie machten lange Nasen und lächelten Gesichter, wenn die jungen Vurschen auch Hände und verliebte Blicke herüberwarfen.

Es ging ungeheuer lustig zu am Fenster. Auf der langen Bank, wo am Vormittag in den Vesperstunden die auswärtigen Arbeiterinnen

warten mußten, saßen drei junge Dinger; die Älteste war höchstens siebzehn Jahre. Sie hatten das Vesperbrot schon aufgezehrt, flüsternd unterhielten sie sich vom kommenden Sonntag. Die kleine Braune gab ihrer Nachbarin einen sanften Schubs: „Ach komm' doch mit! Wir gehen hin und her, es ist so hübsche Musik da und am Abend auch Theater. Wir brauchen ja nicht so viel zu trinken, 'n Glas Bier und denn die zwei Froschen Entree, das wird man doch wohl können.“

„Und wo wir die Woche so viel geschuftet haben —“ die Älteste stimmte der Braunen bei — „fünf Froschen kost' der ganze Nummel, dafür haben wir 'n reichlich; komm' man mit! —“

Die Dritte sah überlegen vor sich hin: „'s is man bloß, 's is zu teuer — fünf ganze Groschen.“

„Wir kriegen ja aber auch so viel Geld die Woche, überleg' doch mal, die Säumnchenblusen, da giebt's doch mehr für.“

„Ja, ich glaube, da giebt's vier Mark für's Dugend.“

„Wirklich Viere?“ Die Älteste horchte auf.

„Ja, die lange Gete aus Saal drei hat mir's gesagt — vier Mark, das haben sie oben auch bekommen.“

„Na 's is auch Arbeit genug dran, aber wirklich Viere? Kinder, denn hab' ich die Woche zwölf Mark, ich habe drei Duzend von genäht.“ Die kleine Braune klatschte in die Hände.

„Ich anderthalb — macht mit den Hemdenblusen zusammen zehn Mark, nein — sogar zehn Mark fünfundvierzig.“ — Die Große zählte an den Fingern ab: „Wieviel hast Du denn Trude? Du hattest ja doch seidne.“

„Ja, ein Duzend“ — die Mittelste nickte — „ich wer wohl so 'ne zehn Mark rauskriegen, ich hab ja alle Tage Hausarbeit mitgehört und bis zwölf genäht.“

„Soviel Geld!“ — Die kleine Braune jubelte wieder auf. —

„Und denn wollt Ihr noch nicht 'mal fünf Groschen riskieren, Kinder? Nee, daraus wird nichts, morgen geh'n wir tanzen, ich muß mal wieder tanzen.“ Sie sprang auf und machte ein paar Walzerschritte: „Nicht wahr, Ihr kommt doch mit?“

Ihre lachende Fröhlichkeit wirkte ansteckend, die beiden andern sprangen gleichfalls auf, aufsuchend tollten sie zu dreien den Korridor entlang: „Soviel Geld! . . . Morgen geh'n wir tanzen!“ . . .

„Soviel Geld!“ . . .

Langsam stieg sie die steinerne Fabrikstreppe hinunter, das kleine abgegriffene Portemonnaie fest in die Hand gepreßt. Soviel Geld! Drei harte Thaler und noch ein paar Groschen! Ja, da lohnte es sich schon, alle Tage bis Mitternacht zu arbeiten, da konnte man auch mal fünf Groschen riskieren, konnte man? Sie senkte. Wenn nur bloß die Schuhe nicht gewesen wären — an die Schuhe hatte sie nicht gedacht. Die Schuhe mußten unbedingt zum Schuster, sonst fielen sie ihr nächstens ganz ab und sie konnte nicht mal mehr auf Arbeit gehen. Ach ja, die Schuhe! Haden und Sohlen, das riß gleich ins Geld, da gingen zwei Mark weg, man wußte nicht wie; wenn sie dann noch der Mutter sechs Mark gab, blieben ihr zwölf Groschen, und die bekam die Nachbarin, die hatte sie sich neulich geborgt, als Mutter kein Geld zur Wirtschaft hatte.

Ja — das viele Geld!

„Wo bleibst Du denn, Trude?“ Die kleine Braune stand mit der Großen am Thorweg.

Trübselig und kleinlaut standen sie da, die Hände frierend in die Paletot-Taschen gesteckt.

„Wir haben auf Dich gewartet,“ sagte die Große, „wir reden eben wegen morgen.“

„Ja — morgen.“ Sie sahen einander an und schwiegen.

„Ich kann nämlich doch nich kommen —“ die Stimme der Kleinen zitterte etwas — „ich . . . ich hab gar nich dran gedacht . . . aber ich möcht 's Geld man lieber Muttern geben . . . weil doch Vater keine Arbeit gehabt hat, vor'chte Woche, und da müssen wir noch was zahlen . . .“

„Und ich muß mir meine Schuhe besohlen lassen —“ Trude seufzte — „das wollt ich Euch man sagen. Ja, dann muß Martha also allein gehen!“

Die Große stocherte mit dem Schiem im Sande und sah auf die Erde . . . „Ich . . . ich kann nämlich eigentlich auch nich . . . meine kleine Schwester is doch krank und der Doktor sagt, se soll Wein trinken, sonst wird se überhaupt nich wieder . . . Ja, und da wollt' ich ihr man lieber Wein mitnehmen.“

Eine lange Pause. Trude spannte den Regenschirm auf. „Ja, denn woll'n wir man nach Hause geh'n.“ Schweigend schritten sie nebeneinander her in den feuchtkalten Novemberabend hinein. Erst an der nächsten Straßenecke nahm die kleine Braune wieder das Wort. „Eigentlich können wir aber man froh sein, daß wir soviele Geld haben.“ Die beiden andren nickten wieder . . . „Ja, ja — soviele Geld! . . .“

Medizinisches.

— Heilung der Kohlenoxyd-Vergiftung. Welch heimtückisches Gift das Kohlenoxyd ist, das besonders im Nachschwaden von Grubengas- und Kohlenstaub-Explosionen die Bergleute gefährdet, ist schon dargelegt worden; deshalb wird man wohl mit freudiger Gemüthsregung begrüßen, schreibt der „Prometheus“, daß A. M o s s o, nach einer Mitteilung an die französische Akademie der Wissenschaften, ein Verfahren gefunden hat, durch das viele Vergiftete dem sicheren Tode noch entrisen werden können. Es war vorgeschlagen worden, daß die Vergifteten in eines Kohlenoxyd-

gehalts verdächtige Grubenräume lebende Mäuse als hierfür empfindliche Versuchstiere mitnehmen sollten, durch deren Vergiftungstod sie selbst vor dem übrigens schwer erkennbaren Feinde gewarnt werden könnten. An Mäusen hat dann aber S a l d a n e in Oxford gezeigt, daß Kohlenoxyd sogar in Mengen von 50 Proz. aufhöret tödlich zu wirken, wenn sie sich unter einem Druck von zwei Atmosphären in reinem Sauerstoff befinden. Als dies M o s s o bei eignen Versuchen bestätiget fand, dehnte er die Untersuchungen auch auf größere Tiere aus, wie Hunde, Lapins und Affen, und erkannte in allen Fällen die Gegenwirkung des komprimierten Sauerstoffs gegen die Kohlenoxyd-Vergiftung. Während bei gewöhnlichem Luftdruck die Tiere sofort dem Tode verfielen, wenn 0,5 Proz. Kohlenoxyd oder noch weniger vorhanden war, zeigten sich sogar 6 Proz. desselben unschädlich, falls reiner Sauerstoff einen Druck von 2 Atmosphären oder gewöhnliche Luft einen solchen von 10 Atmosphären ausübten. In physiologischer Beziehung sehr interessant war der Nachweis, daß, während die Tiere beim Verlassen der Kohlenoxyd enthaltenden Apparate sogleich tot umfielen, sie wieder vollständig genesen konnten, wenn man ihnen ganz allmählich reine Lebensluft zuführte; obwohl ihre Blutkörperchen vom Kohlenoxyd in diesen Fällen schon vernichtet sein mußten, vermochten also die Tiere doch zu leben auf Kosten des unter genügendem Atmosphärendruck einfach im Plasma gelösten Sauerstoffs, und fand da ein wahrhaftiges Auswaschen des Kohlenoxyds aus dem Blut statt. Für die Heilwirkung bei Menschen hat dagegen augenblicklich folgender Versuch größere Bedeutung. In eine eiserne, druckdichte Glode, die mit 1 Prozent Kohlenoxyd enthaltender Luft gefüllt war, wurden zwei Affen gesperrt, die nach einer halben Stunde in dem Maße vergiftet waren, daß sie nur äußerst schwach zu atmen vermochten; während nun der eine von ihnen, den man hierauf hilflos an der freien Luft ließ, sogleich starb, erwachte der andre nach seinem Einbringen in auf zwei Atmosphären komprimierten Sauerstoff augenblicklich wieder und konnte nach einer halben Stunde völlig genesen dem Apparat entnommen werden. Dies giebt einen Fingerzeig für Vergiftungsfälle im Bergbaubetriebe; da sind nämlich sehr oft aus dem Schachte gebrachte Vermisste erst einige Stunden oder einige Tage danach gestorben: solche Vergiftete würden mithin sicher noch zu retten sein, wenn man sie sogleich in komprimierten Sauerstoff bringen könnte, wozu es keiner weiteren Maßnahmen bedarf, als der Vereithaltung einer genügend großen und für zwei Atmosphären druckdichten Glode auf den „Schlagwetterzügen“ und eines Vorrats von dem auf 120 Atmosphären komprimierten handelsgängigen Sauerstoffe. —

Aus dem Tierleben.

— Der Tiroler Kanarienvogel. Von all den verschiedenen Rassen des Kanarienvogels ist es wohl der Tiroler, welcher unter den Vogelliebhabern am wenigstens bekannt ist. Die weite Verbreitung dieses Vogels ging eigentlich von Tirol aus; es ist daher merkwürdig, daß gerade diese Rasse fast vollständig verschwunden ist. In Tirol waren es ursprünglich Bergleute, die sich mit der Zucht dieses Vogels befaßten. Sie hatten erkannt, daß der Wert dieses Vogels in seiner Gesangsbegehung liegt und glaubten recht hervorragende Sänger zu erzielen, wenn sie dem jungen Vogel die „Sängerkönigin“, die Nachtigall, als Lehrmeisterin gaben. Und so kam es denn, daß die jungen Vögel nicht von dem Vater den Gesang lernten, sondern, um möglichst gute Sänger zu erzielen, immer wieder eine Nachtigall als Vorschläger erhielten. In diesem Umstande liegt wohl auch der Grund, daß die Tiroler Rasse, die niemals in sich abgeschlossen war, sondern deren Lied stets von einem andren, schwieriger zu erhaltenden Vogel gelernt werden mußte, allmählich verschwand und auch jetzt nur noch ganz vereinzelt vorkommt. Durch Tiroler Bergleute kam dann der Vogel in den Besitz der Bergleute von St. Andreasberg, und hier hatte man in richtiger Erkenntnis der Gesangsbegehung des Vogels das ursprüngliche Lied des wilden Kanarienvogels durch geschickte Zuchtwahl zu der Vollkommenheit gebracht, auf der sich der Gesang eines guten Harzer Vogels zur Zeit befindet; zugleich hatte man auf diese Weise den großen Vorteil, daß sich das Lied auf die Nachkommen vererbte, und so der Sohn in dem Vater den geeigneten Lehrmeister hatte. — (Haus, Hof und Garten.)

Humoristisches.

— Angenehme Kundschaft. „Ja, wie sieht's denn bei Euch aus! Hat's gebrannt oder wird Inventur aufgenommen?“ „Ach nein — es war bloß eine Dame hier, die einen halben Meier Band brauchte!“ —

— Kleines Mißverständnis. A.: „Morgen früh kommt der Müller mit einem Beschel zu mir. . . . Nicht wahr, ich darf dabei doch auf Deine Unterstützung rechnen?“ B.: „Mit dem größten Vergnügen! Den werden wir gleich draußen hab'n!“ —

— Vosshaft. „Hast Du schon gehört? Der Müller schriftsteller? . . . Er schreibt ab und zu!“ „Gehört hab' ich's auch schon — ich glaub' aber nur die Hälfte!“ —

(Fica. Bl.)